

Myriane Angelowski wurde 1963 in Köln geboren und ist überwiegend im Bergischen Land aufgewachsen. Nach einem Auslandsjahr in Israel studierte sie Sozialarbeit, arbeitete als Referentin für Gewaltfragen bei der Kölner Stadtverwaltung und war einige Jahre Lehrbeauftragte an der Fachhochschule. Neben ihrer Arbeit als Autorin ist sie im Bereich Skript-Coaching tätig, leitet Krimi-Seminare und Schreibworkshops. »Die dunklen Straßen von Köln« ist der fünfte Fall der Kölner Kommissarinnen Maline Brass und Lou Vanheyden.

MYRIANE ANGELOWSKI

DIE DUNKLEN STRASSEN VON KÖLN

Kriminalroman

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Guido

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: mauritius images/imageBROKER/Konrad Kleiner
Umschlaggestaltung: Franziska Emons-Hausen, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0279-0
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

Als ich zehn Jahre alt war, mussten wir für die Schule den Lauf der Sonne in unserem persönlichen Umfeld verfolgen. Durch dieses Projekt bemerkte ich, dass sie im Winter nur für die Dauer von zwei Stunden in die Fenster unserer Wohnung schien. Von Dezember bis Februar stand sie so niedrig, dass die Strahlen den Weg nicht über die Agneskirche schafften und wir ein regelrechtes Schattendasein führten. Dieses Phänomen lässt sich auch in Bergregionen beobachten, sagte meine Lehrerin. Im Wallis beispielsweise, wo etliche Dörfer den gesamten Winter ohne Sonne auskommen. Und sie fügte hinzu, dass manche Menschen ohne Sonnenlicht zur Schwermut neigen. Egal, ob in der Stadt oder auf dem Land.

Damit lieferte sie mir, ganz nebenbei, eine mögliche Erklärung für die Depressionen meiner Mutter, die kaum noch aus dem Bett fand. Bis dahin hatte ich keinen Zusammenhang zwischen ihrer Gemütsverfassung und der fehlenden Sonne gesehen. Mir kam sie lediglich verändert vor, nachdem unser Vater mit einer Arbeitskollegin durchgebrannt war. Aber anscheinend lag ich mit meiner kindlichen Wahrnehmung daneben.

Von diesem Zeitpunkt an sehnte ich in jedem Frühjahr ungeduldig die Blaumeisen herbei, die im Nistkasten brüteten, den jemand an einem Baum unmittelbar neben der Kirche angebracht hatte. Mit der Ankunft der Vögel blühte meine Mutter nämlich tatsächlich auf und dudelte in einer Tour »Morning has broken« auf dem alten Plattenspieler. Diese eine verkratzte Single von Cat Stevens machte mir und meinem Bruder bewusst, dass es ein Leben vor unseren Geburten gegeben haben musste. Mit dem Song auf den Lippen trug sie dem Frühling all ihre Wünsche an. Sie erträumte sich einen treueren Ehemann, uns eine bessere Wohnung und einen Lottogewinn, obwohl wir nie tippten. In besonders übermütigen Gefühlsmomenten bat sie um Heilung oder wenigstens um das Abklingen ihrer Schmerzen. Träumen

und Wünschen. Das zelebrierte meine Mutter, wenn der Lenz grüßen ließ, fand aus dem Bett, kochte und saß neben uns Geschwistern, wenn wir Hausaufgaben machten.

Der Zustand hielt nur wenige Wochen an. Ehe wir uns versahen, packte sie die Niedergeschlagenheit unbarmherzig am Schlafittchen und katapultierte sie zurück in die Finsternis. Die tiefere Ursache für ihre Qualen blieb mir ein Mysterium. Offenbar auch den Ärzten und Spezialisten, zu denen sie jahrelang rannte, bis meine Mutter aufgab und das Familiengeschehen nur noch vom Bett aus dirigierte.

Ich schämte mich für den Zustand der Wohnung, diese Unordnung. Den abgewetzten PVC-Bodenbelag, Schimmelflecken an den Wänden, die rostigen Herdplatten und den alten Bollerofen, den wir noch mit Briketts befeuerten. Klassenkameraden hielt ich durch Lügen auf Abstand. Mal erfand ich Renovierungsarbeiten, schob einen Stromausfall oder Wasserrohrbrüche vor. Mit den Jahren ließ das Interesse meiner Altersgenossen an gemeinsamen Aktivitäten nach. Bis zum Ende der Schulzeit hatte ich keine Freundschaft geschlossen, die meine Kindheit überdauerte.

Uns lähmten Mutters Schreie. Die verschriebene Medizin half nicht. Sie flehte mich an, in die Apotheke zu gehen und um andere Mittel zu bitten. Ich sollte nach Morphium fragen. Stattdessen brachte ich mich in Sicherheit, verschanzte mich hinter den dicken Kirchenmauern von St. Agnes und entzündete Teelichter. Wenn ich zehn Pfennige entbehren konnte, warf ich sie großzügig in den Opferkasten. Anderenfalls betete ich umso inbrünstiger.

Es fiel mir leicht, die Nachbarskinder zu boxen, die über meine Familie lachten. Ich log, dass sich die Balken bogen. Aber den Apotheker um Hilfe zu bitten lag außerhalb meiner Möglichkeiten.

Eines Tages zitierte Mutter mich ins Schlafzimmer und schilderte mir in epischer Breite ihre Symptome.

»Töte mich«, forderte sie mich am Ende ihrer Litanei auf.

Ich glaubte, mich verhört zu haben.

»Drück mir ein Kissen aufs Gesicht«, bettelte sie.

Ich rannte aus dem Zimmer.

Von da an wiederholte sie ihren Wunsch wie in der Endloschleife einer Hotline, sobald ich in ihre Nähe trat. Ich lernte, ihr Flehen zu ignorieren, bis ich es nicht mehr wahrnahm, so wie die Geräusche der Fahrzeuge auf der nahe gelegenen Inneren Kanalstraße. Mit siebzehn begann ich eine Ausbildung, zog aus und schneite nur herein, um einzukaufen und nach dem Rechten zu sehen.

Bis ein Novembertag alles veränderte.

Meine Mutter war allein zu Hause, lag im schummrigen Licht und atmete flach. Sie schien kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte. Ihr Gesicht war von dünnen Linien durchzogen und erinnerte mich an eine vertrocknete Rosine. Ich beugte mich über sie und küsste ihre Stirn. In dem Moment öffnete sie die Augen, griff nach meinem Handgelenk und deutete auf das Kissen, das zu ihren Füßen lag. Die Kraft, mit der sie meinen Arm umklammerte, überraschte mich völlig. Ich weiß nicht, warum, aber ich nahm das Kissen und presste es ihr entschlossen auf Mund und Nase. In meinem Handeln lag eine gewisse Zwangsläufigkeit, ein Automatismus. Als fügte ich das allerletzte Puzzleteil endlich in ein Bild, das Ewigkeiten unvollendet auf dem Tisch gelegen hatte.

Ich drückte zu, bis meine Oberarme schmerzten. Anschließend saß ich neben ihrem Bett, bis der Arzt erschien, um den Totenschein auszustellen. Mein Nacken krampfte, und ich traute mich nicht, ihm in die Augen zu sehen. Aus Sorge, dass er mir die Tat ansehen könnte. Aber die natürliche Todesursache wurde nie in Zweifel gezogen. Noch am selben Tag entzündete ich Kerzen in St. Agnes und warf beinahe mein gesamtes Lehrgeld in den Opferstock. Bei Mutters Trauerfeier spielte der Organist »Morning has broken« auf der Orgel.

Mein jüngerer Bruder stellte keine Fragen. Aber ich bin davon überzeugt, dass er wusste, woher der Wind wehte. Er ist nach seiner Hochzeit in die Nähe von Tübingen geflohen, so habe ich es empfunden. Wir hatten kaum Kontakt. Und als er

vor einigen Jahren an Krebs starb, hat mich diese Nachricht ehrlich gesagt erleichtert. Er war der einzige Mensch, der wusste, wozu ich fähig bin.

Vielleicht hätte er mich konfrontieren sollen.

Ich habe meine Mutter umgebracht und bin lächerlich leicht davongekommen. Ein wirklich epochales Erlebnis. Als ich den ersten Schock überwunden hatte, damals, habe ich eine eigenartige Gelassenheit gespürt. Zu wissen, dass ich in der Lage bin zu töten, wenn es die Umstände erfordern, ist bis heute ein seltsam beruhigendes Gefühl.

Köln-Höhenberg

Sie bevorzugt das Gebiet diesseits und jenseits der Gleise. Schon bevor die Sonne aufgeht, steuert sie dicklich süßen Honigtau an, den Ameisen oder Schildläuse auf Fichtenzweigen ausgeschieden haben. Nektar und Pollen sind eine willkommene Abwechslung zu verdorbenen organischen Stoffen, die normalerweise ganz oben auf ihrem Speiseplan stehen. Sie lässt sich von ihrem Geruchssinn leiten und legt durchschnittlich acht Kilometer in der Stunde zurück. Fortwährend reinigt sie ihren Leckrüssel, den sie in die klebrige Köstlichkeit tunkt, und reibt ihre Beinpaare zur Säuberung aneinander. Diese Prozedur nimmt Zeit in Anspruch. Entgegen weitläufigen Annahmen nimmt sie es mit der Körperpflege nämlich sehr genau.

Andere Spezies brummen umher. Die Luft ist noch kühl. Vorbeirasende Züge und der morgendliche Berufsverkehr nehmen mit rasanter Geschwindigkeit zu. Lärm ist allgegenwärtig.

Mit rotbraunen Facettenaugen sondiert sie die Umgebung. Ihr Radar hält kontinuierlich Ausschau nach Leckerbissen. Obendrein muss sie auf der Hut sein und drohende Gefahren einschätzen, Rangeleien finden ständig statt. Und Fressfeinde lauern überall. Aber sie hat kaum Mühe, ihr Revier zu verteidigen. Sie ist größer als die meisten ihrer Gattung, kann ihre Flügel imposant spreizen und damit bis zu dreihundertmal in der Sekunde schlagen. Dieses Gebaren schreckt potenzielle Gegner durchaus ab.

Gegen Mittag wechselt sie den Standort, landet auf einem Komposthaufen unweit des Bahndamms und krabbelt an frischen Kartoffelschalen vorbei zu gärenden Kohlresten, die heiß begehrt und belagert sind. Ein wuchtiger Brummer ist nicht gewillt, sie zu dulden, attackiert sie und lässt sich nicht abschütteln. Als sie zudem die Fäden einer hellgrauen Kreuzspinne

bemerkt, die quer über verschimmelten Äpfeln gewebt sind, verlässt sie den Biomüllberg. Sie steuert eine Ladung warmen Hundekot an, der auf einem schmalen Grünstreifen neben dem Bürgersteig liegt. Mit ihrer Ankunft vertreibt sie einige Artgenossen, die sich erst nach einer Weile wieder herantrauen. Vorsichtshalber lassen sie sich einige Zentimeter entfernt nieder. Unbeirrt benetzt sie die Exkreme mit ihrem Speichel, damit sie noch breiiger werden. Diese Anstrengung nimmt ihr ganzes Wesen ein und wird nur von vorbeifahrenden Autos unterbrochen oder von Menschen, die in einem gewissen Turnus an ihr vorüberreifen. Zwangsläufig setzt sie dann für einen Augenblick ihren Fressvorgang aus, ohne sich nachhaltig stören zu lassen.

Lästig ist dagegen ein hartnäckiges Männchen, das ihre Rückenplatte mit seinen starken Vorderbeinen umklammert und sie zu begatten versucht, während die Sensoren seiner Hinterläufe ihren Körper ertasten. Sein aufdringliches Verhalten zwingt sie mehrfach, die Nahrungsaufnahme zu unterbrechen, wovon sich der paarungsbereite Zweiflügler kaum beeindrucken lässt. Ebenso wenig interessiert ihn die Tatsache, dass ihr Rumpf bereits mit Eiern angefüllt ist. Es ist nur ihrem kräftigen Flügelschlag zu verdanken, dass sich das Männchen endlich veranlasst sieht, sein Vorhaben aufzugeben.

Später klebt sie im Licht der Nachmittagssonne am rauen Putz einer Hauswand und säubert die Geruchshaare ihrer Beine und die schwarzen Borsten, die ihren Körper überziehen. Auch diese aufwendige Prozedur bewältigt sie mit äußerster Geduld. Als sie erneut losfliegt, ist ihr Körper von der Sonne gewärmt. Es fällt ihr jetzt schwerer, den Leib, der vom Gelege dick ist, in Balance zu halten. Instinktiv nimmt sie die Suche nach einem Ort auf, an dem es möglich ist, annähernd einhundertfünfzig Eier so abzulegen, dass die Larven optimale Entwicklungschancen haben. Sie fliegt kreuz und quer, landet auf der Faust eines Säuglings, der in einem Buggy schlummert. Sie krabbelt über den Anorakärmel bis zu den Speckringen am Hals, läuft über sein Kinn zu den Nasenlöchern. Die feinen Härchen ihrer Beine kitzeln die rosige Haut des Babys. Es dreht seinen Kopf im

Schlaf. Gleichzeitig wird sie von der Mutter des Kindes entdeckt, die sofort nach ihr schlägt. Dank ihres Dreihundertsechzig-Grad-Rundumblicks und der Fähigkeit, zwischen Hunderten Lichtimpulsen in der Sekunde zu unterscheiden, hat sie die Gefahr kommen sehen und innerhalb einer Zehntelsekunde reagiert.

Auch wenn Müdigkeit und Leibesfülle ihre Bewegungen insgesamt plumper machen – von verlockenden Düften fühlt sie sich dennoch angezogen. Dem halb verwesenen Kadaver einer Ratte kann sie sich nicht entziehen. Er erscheint ihr auf den ersten Blick sogar zur Ablage ihrer Brut geeignet. Ärgerlicherweise flattert eine Elster heran, keckert lautstark, pickt in die Gedärme und bohrt ihre Krallen demonstrativ in die Fellreste des Aases. Notgedrungen muss sie diesen Zwischenstopp wieder beenden. Mittlerweile beginnt es zu dämmern, und die Temperatur sinkt beachtlich. Vielleicht schärft dieser Umstand noch einmal ihre Sinne. Ihre Antennen wittern eine unwiderstehliche, proteinreiche Substanz.

Sie steigt in größere Höhen auf und gelangt durch ein gekipptes Oberlicht an einen wärmeren Ort. Zusätzlich zu dem magischen Geruch, der durch den bakteriellen Abbau von Eiweiß entstanden ist, zieht das Aroma gärender Lebensmittel sie nun an. Mit weit gespreizten Flügeln bewegt sie sich zielsicher auf einen matschigen Salat zu, der im unteren Bereich von einer Plastiktüte umgeben ist. Die Landung ist etwas holperig. Ungeachtet dessen krabbelt sie zum Strunk. Der schwimmt in einer trüben Lache, die sie in sich hineinsaugt. Prompt drängen fertige Maden aus ihrem trapezförmigen Hinterteil und versinken im Sud.

Ein Windstoß weht durch das Fenster, bewegt sanft die Filzschmetterlinge eines Mobiles, das an einer Perlonschnur von der Decke über einem Wickeltisch hängt. So entsteht ein Lichtreflex, der sie aufschreckt. Fliegend verliert sie noch zwei Maden. Tummelnd wie ein Segelflieger im nachlassenden Wind schwirrt sie auf einer Geruchsbahn, deren Dunst sie schon bei ihrer Ankunft wahrgenommen hat. Müde und schwer segelt sie über Kisten

mit Kinderspielzeug, Abfall, Wochenblattstapel, die ungelesen vermodern, und Kleidersäcke, bis sie sich schließlich auf einem Körper niederlässt, dessen Ausdünstung alles überlagert. Betört vom Zersetzungsgeruch des menschlichen Körpers inspiziert sie den Ort, zwingt sich in die schmalzige Enge eines Gehörgangs und wieder hinaus. Dabei bleiben einige ihrer kopflosen Maden an den Flimmerhärchen der Ohrmuschel hängen. Intuitiv stuft sie das gesamte Gebiet als sicher ein. Dabei spielt die Regungslosigkeit des Leibes eine wesentliche Rolle.

An diesem Punkt unterscheidet sie sich deutlich von nahen Verwandten. Erst am Vormittag hat sie sich in der Nähe einer Krötenfliege aufgehalten, die für ihre Eier lebende Wirte bevorzugt und sie unter der Rückenhaut einer Amphibie ablegt. Diese Larven werden das Tier wie selbstverständlich als Futterquelle erachten und von innen heraus bei lebendigem Leib fressen. Sie dagegen bevorzugt Kadaver, macht keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier.

In diesem Fall deponiert sie die erheblichere Menge des Nachwuchses an einem feuchtweichen Ort. Hier empfindet sie die käsig Geruchskonzentrierung als besonders unwiderstehlich und weiß instinktiv, dass sich die Maden bestens entwickeln werden. Erschöpft bringt sie sich in Rückenlage und pumpt ihre rötlich gelben Backen auf. Das Gelege quillt aus ihrem metallisch blauen Rumpf. Einige Nachkommen sind weit entwickelt, wimmeln sogleich in den geöffneten Augen des Wirts und purzeln die Nasenflügel hinunter zum Mund. Der überwiegende Teil befindet sich hingegen im Larvenzustand und wird zur Verpuppung Zeit benötigen.

Es ist die vierte Brut des Muttertiers.

Die unablässige Nahrungssuche und das mehrfache Gebären des Weibchens haben Spuren hinterlassen. Entkräftet sucht sie dennoch den Weg zurück zum Oberlicht, verliert die Orientierung und knallt mit Wucht gegen die untere Einfachverglasung. Benommen rappelt sie sich auf, startet nächste Versuche und scheitert. Es dauert, bis sie schließlich in Rückenlage fällt, die Gliedmaßen in die Luft streckt, und es nicht mehr schafft,

sich zu drehen. Unter Zuhilfenahme der Flügel versucht sie dennoch, ihre Position zu ändern. Erfolglos bäumt sie sich ein letztes Mal auf. Sie stirbt auf der Fensterbank neben einem Christstern, der schon vor Wochen in einem Plastiktopf vertrocknet ist. Bis zu ihrem Tod hat diese Blaue Schmeißfliege neunundzwanzig Tage gelebt und insgesamt sechshundertvierundachtzig Eier abgelegt.

Brühl bei Köln

»Aufmachen! Polizei!«

Maline Brass hämmert mit der Faust gegen die Tür und drückt unentwegt den Klingelknopf.

»Öffnen Sie bitte!«

Sie sind zu viert. Zwei Teams. Angehörige des Kommissariats 11. Mord, Totschlag und Selbsttötung sind fester Bestandteil ihres beruflichen Alltags. Dazu gehören neben der Ermittlungsarbeit auch die Festnahme von Tatverdächtigen und die Vollstreckung von Durchsuchungsbeschlüssen, so wie sie jetzt gerade ansteht.

Maline lauscht an der Tür. In der Wohnung ist es still. Die Kommissarin überlegt. Sie trägt die Verantwortung und gibt nun Franka ein Zeichen. Die Kollegin tritt vor, zieht einen Türfallengleiter aus der Tasche und setzt das dünne Blech in Höhe des Fallenkopfs zwischen Rahmen und Tür an. Dabei drückt sie gleichzeitig mit der Schulter gegen den Zugang und öffnet ihn. Volle Konzentration. Malines Muskeln sind angespannt. Der Verdächtige könnte bewaffnet sein. Sie bedeutet Franka, sich aus der Schusslinie zu bringen. Die Kollegin tritt hinter Ben und Kevin zurück.

»Herr Weber! Hier ist die Polizei! Wir kommen jetzt rein!«
Keine Reaktion.

Maline stößt die Tür mit dem Fuß auf. Die Diele ist leer. Eine geschlossene Tür befindet sich auf zwölf Uhr, eine näher

liegende auf der linken Seite ist geöffnet. Drei Schritte, größer ist die Entfernung nicht. Ben ist jetzt direkt neben Maline und sichert sie mit gezogener Waffe. Gemeinsam bewegen sie sich bis zum ersten Türrahmen. Vor Betreten des Raums erfasst Maline die Gegebenheiten dieses Durchgangszimmers in Sekundenschnelle. Das Rattanregal vor dem Fenster, Schreibtisch, Computer. Rechts ein Zugang zum nächsten Zimmer.

Maline bedeutet Kevin, sich an der Eingangstür zu positionieren, um auszuschließen, dass die Ermittler von jemandem überrascht werden. Franka ist aufgerückt, bleibt im Durchgangszimmer stehen und gibt Rückendeckung, während Ben und Maline den nächsten Raum checken. Das Schlafzimmer ist spärlich möbliert. Einzelbett, Schrank, Sessel. Maline sieht auch hinter die Tür. Der Gesuchte befindet sich weder dort noch im Schrank. Unverzüglich kehren die Beamten in die Diele zurück.

Maline reißt die geschlossene Tür am Ende des Flurs auf und macht jetzt Tempo. Die Küche ist ebenfalls ein Durchgangszimmer. Ben sichert. Franka gerät in seine Schusslinie, als sie den einzigen Unterschränk öffnet.

»Mensch, pass doch auf!«, schimpft Ben leise und senkt sofort die Pistole.

Maline prescht vor ins Wohnzimmer und erfasst das Szenario. Zwei Personen. Mann und Frau. Sie sitzt auf einem Sessel, er auf der weißen Ledercouch. Ein massiger Typ, breiter Schädel, Oberlippenbart. Es handelt sich eindeutig um den Gesuchten. Vor ihm steht ein Couchtisch, der mit Gegenständen überfrachtet ist.

»Herr Weber?«, ruft Maline, während sie im Türrahmen stehen bleibt. »Handflächen nach unten auf dem Tisch ablegen!«

Weber macht keine Anstalten, dem Befehl nachzukommen.

»Was wollen Sie hier?«, schreit die Frau los. Sie trägt bunt gemusterte Leggings. »Mein Mann hat nichts getan!«

Franka ist sofort bei ihr und nimmt ihr die Sicht auf ihren Ehemann.

»Scheiß-Bullen!«, kreischt Frau Weber. »Das ist meine Wohnung! Ihr könnt hier doch nicht einfach –«

»Verhalten Sie sich ruhig!«, herrscht Franka sie an. »Ansonsten werde ich Sie hinausbegleiten.«

»Los jetzt, Hände auf den Tisch«, ruft Maline Weber zu, und diesmal kommt er der Aufforderung nach.

Sie behält ihn im Blick, ohne ihre Position zu verlassen, und scannt gleichzeitig den Raum. Ein Wohnzimmerschrank ist von der Wand abgerückt, daneben sind Umzugskisten gestapelt.

»Sauber«, ruft Ben, nachdem er in und auch hinter den Schrank geschaut hat.

Maline schaut durch die Küche in die Diele zurück. Kevin steht auf dem Posten.

Ben nähert sich Weber und hält die Waffe direkt auf ihn gerichtet. Der Tisch vor der Couch wirkt wie eine Barriere zum Vorteil für den mutmaßlichen Täter.

»Stehen Sie jetzt auf, kommen Sie langsam hinter dem Tisch hervor und begeben Sie sich in die Raummitte!«, befiehlt Ben, während er weiter auf ihn zielt.

Weber zögert schon wieder.

»Wenn Sie dem nicht nachkommen, setzen wir Pfefferspray ein«, ruft Maline.

Das wirkt. Weber setzt sich in Bewegung.

Gleichzeitig beginnt seine Frau erneut zu krakeelen. »Scheiß-Bullen. Blödes Pack!«

Franka hält sie in Schach.

Ben dirigiert ihren Mann auf den Boden. Maline legt ihm Handfesseln an, während Ben den Bund seiner Jeans gründlich nach gefährlichen Gegenständen durchsucht. Anschließend tastet er Webers Körper ab und befördert ein Klappmesser aus dem rechten Strumpf.

»Wir helfen Ihnen jetzt beim Aufstehen und bringen Sie zur Dienststelle«, sagt Maline laut.

»Ende!«, ruft Edwin.

Maline braucht einen Moment, um von ihrem Stresspegel herunterzukommen.

Die Simulation ist im Rahmen des jährlichen Einsatztrainings erfolgt. Weber ist Polizeikommissar, genau wie seine »Frau«.

Sie sind Beamte aus einem anderen Kommissariat. Die Kölner Behörde ist groß, und Edwin, der Leiter des Einsatztrainings, hat es für die Konfrontation extra so inszeniert, dass Maline und ihr Team die Gegenspieler nur flüchtig kennen. Trainingseinlagen wie diese wirken dadurch noch wirklichkeitsnaher.

Um Einsätze im häuslichen Umfeld so realistisch wie möglich zu üben, nutzt die Kölner Polizei ihr Trainingshaus in Brühl, in dem verschiedene Wohnungen für ihre Zwecke hergerichtet sind, beispielsweise um bei Durchsuchungen jemanden zu finden, der sich in einem Zimmer versteckt hält. Unvorhersehbare Eskalationen inklusive. Zwei Tage Eingriffstechniken und taktische Grundlagen in diesem Trainingshaus liegen hinter Maline und den anderen. Den krönenden Abschluss bildete die heutige Festnahme eines »Täters«. Seine »Ehefrau« hatte die Aufgabe, die angespannte Atmosphäre in der Übungswohnung zu steigern. Echte Verhaftungen können schnell aus dem Ruder laufen. Eine falsche Entscheidung, eine Unachtsamkeit, und schon eskaliert die Lage.

Maline hat einige brenzlige Situationen erlebt. Menschen, die sich in die Ecke gedrängt fühlen, sind unberechenbar. Wie vor Jahren dieser Familienvater, der seine Frau mit einem Messer schwer verletzt hatte. Beim Eintreffen der Polizei gab er sich kooperativ, ruhig und einsichtig. Maline sprach mit ihm im Arbeitszimmer. Seine Kinder schrien in der Küche. Als er abgeführt wurde, ging Maline vor ihm die Treppe hinunter. Diese Unvorsichtigkeit nutzte er sofort aus und trat ihr mit voller Wucht in den Rücken. Maline fiel unglücklich, zog sich schwere Prellungen und einen Nasenbeinbruch zu. Ein anderes Mal verpasste ihr ein Junkie einen Tritt in den Bauch. Auch aus diesem Grund schwört Maline auf das jährliche Einsatztraining.

Edwin sammelt die Rotwaffen ein, die innerhalb der Fortbildung anstelle der P99 eingesetzt werden. Die Trainingspistolen sind leuchtend rot und ohne Munition. Auch das Pfefferspray geben ihm die Beamten wieder zurück.

»Du warst richtig gut«, lobt Maline ihre Kollegin. »Frau

Weber« hat ihre Leggings wieder gegen Jeans getauscht. Die Gruppe steht zur Nachbesprechung zusammen.

Edwin kommt noch mal auf die Wichtigkeit des Quick Peaks zu sprechen. »Schneller Blick«, sagt er stakkatomäßig. »Zack. Das Zimmer checken. Zack. Durchsuchen und ab in den nächsten Raum. Ihr müsst alles schnell erfassen und auf die Deckung achten.« Edwin sieht zu Franka, und Ben nickt.

Es klopft an der Tür. Maline hofft, dass die Abschlussrunde hiermit beendet ist. Heute wird sie Jette zum Japaner entführen. Und egal, ob sie sich für Sushi, Kiji-Don oder Shake-Teriyaki entscheiden, danach werden sie auf eine Elektro-Swing-Party ins Gloria gehen. Gedanklich schwingt Maline schon das Tanzbein und braucht deshalb einen Moment, um zu begreifen, dass der Kollege ihretwegen die Runde stört. Eine Leiche wurde aufgefunden, und dieser Umstand vernichtet mit einem Schlag die Abendpläne der Oberkommissarin. Sie hat Rufbereitschaft.

Eigentlich ist es Lou Vanheydens Dienst, den Maline kurzfristig übernommen hat. Eine Gefälligkeit unter Kolleginnen, die auch Freundinnen sind. Lous Tochter hat ihren Work-and-Travel-Aufenthalt in Kanada nach nur fünf Monaten überraschend abgebrochen, geplant war ein volles Jahr. Zu den Gründen hat Frieda geschwiegen und ihren Eltern via Skype vor ein paar Tagen nur die Ankunftszeit am Flughafen mitgeteilt. Seitdem befindet sich vor allem ihr Vater Henry im emotionalen Ausnahmezustand und spekuliert in alle Richtungen. Heimweh? Liebeskummer? Lou bleibt gelassen. Frieda wirkte im Skypegespräch unversehrt, und das ist für sie die Hauptsache.

Maline hat die Bereitschaft übernommen, damit Lou dabei sein kann, wenn ihre Tochter ankommt, obwohl sie längst Karten für die Swing-Party gekauft und einen Tisch beim Japaner reserviert hatte. Selbstverständlich in der Hoffnung, dass es zu keinem Einsatz kommen wird. Zähneknirschend fährt sie nun in Richtung Innenstadt, ruft ihre Freundin über die Freisprechanlage an und sagt ihre Verabredung ab.

Jette möchte keinesfalls allein losziehen. »Es gibt Schlimmeres und noch viele Partys«, sagt sie.

Maline hat nichts anderes erwartet. Am Anfang einer Beziehung ist das Entgegenkommen oft groß. Jede ihrer Partnerinnen hatte in den ersten Monaten Verständnis für die Unregelmäßigkeiten ihres Jobs.

»Kommst du später zu mir, oder fährst du ins Bergische?«, will Jette nur wissen.

Maline ist kürzlich nach Marialinden gezogen, hält sich dort aber kaum auf. Jette wohnt im Belgischen Viertel, in der Nähe vom Brüsseler Platz zwischen Altbauten mit Gründerzeitfassade, und Maline schlendert gern durch das Viertel, in dem sich hippe Cafés, Szenekneipen, kleine Boutiquen und Galerien befinden. Außerdem machen ihr die vielen Sondereinsätze oft einen Strich durch die Rechnung. Um Zeit zu sparen, begibt sich Maline dann erst gar nicht auf die Autobahn, um im Bergischen Land zu übernachten, sondern bleibt gleich in Köln. Die Anforderungen der Behörde wachsen ständig.

Zur Bewältigung der Aufgaben, die aufgrund der Flüchtlingswelle und den Silvesterübergriffen 2015/16 zusätzlich zur alltäglichen Organisation anfallen, muss jedes Kommissariat Personal stellen. Hinzu kommen Aufmärsche der Rechten mit Gegendemonstrationen, andere politische Versammlungen und die ganz normalen Großevents wie Fußballspiele, Karneval, CSD, Kölner Lichter, Weihnachtsmärkte und so weiter und so weiter. Maline schiebt neunhundertachtzig Überstunden vor sich her. Sie ist ihrem Beruf mit Leib und Seele verschrieben. Doch die Stimmung kippt, bei ihr genauso wie bei manchen Kollegen.

Wegen der herrschenden inneren Strukturen ist es schwierig, geleistete Stunden abzubauen. Dienstfreisperre. Permanenter Personalmangel. Rufbereitschaften, die nur 8:1 vergütet werden. Obendrein nehmen Anfeindungen der verschiedenen Gesellschaftsgruppen, politischen Lager und mancher Medien bisweilen absurde Ausmaße an. Und über den Inhalt der Verpflegungsbeutel bei Großeinsätzen regt sich Maline schon gar nicht mehr auf.

So oder so – der gemeinsame Abend mit Jette ist gelaufen.

Maline schluckt ihren Frust hinunter, blendet ihn auf dem Weg zum Einsatzort aus. Ein Mensch ist gestorben. Dieser Umstand versetzt sie in den Go-Modus. Für die nächsten Stunden wird Maline Brass dem Toten und dessen Umfeld ihre ungeteilte Aufmerksamkeit widmen.

Honrath-Jexmühle

Der Zugbegleiter nähert sich durch den Mittelgang und prüft die Tickets der Fahrgäste. Romy hat die Kapuze ihres Sweatshirts aufgesetzt und lässt ihren Blick unauffällig durch das Großraumabteil schweifen. Die Regionalbahn ist gut frequentiert. Romy wäre lieber zu einer späteren Uhrzeit gefahren. Aber ein verwaistes Abteil bedeutet nicht automatisch, dass sie weniger auffällt. Außerdem gehört Linus früh ins Bett. Er kränkelt. Abends ist es besonders schlimm.

Romy sieht, wie sich der Bahnbedienstete kontinuierlich nähert, und spürt den Stein in der Magenröhre, der sich neuerdings bemerkbar macht, wenn sich brenzlige Situationen anbahnen. Um sich abzulenken, stiert sie demonstrativ aus dem Fenster.

Linus zeichnet mit dem Zeigefinger die Verläufe des Regens nach, der die Scheiben außen hinunterperlt, obwohl sie ihn mehrfach ermahnt hat, es zu unterlassen. Gott weiß, welche Bakterien an den Fenstern kleben. Sie setzt schon an, um ihn erneut zu tadeln, aber der Junge summt ein Regenlied und löchert sie ausnahmsweise nicht mit Fragen. Für diese Atempause nimmt Romy die schmutzigen Hände in Kauf. Sie kuschelt sich an ihren Sohn, der nun den Deckel des Tischmüllbehälters aufklappt. Und zu. Zu und auf. Der Kleine ist blass, hat einen trotzigem Zug um den Mund, durchsichtiger Schleim rinnt ihm aus der Nase. Seine Handgelenke sind zart, die Finger schmal und kurz. *Sind so kleine Hände ...*

Die Bahn rumpelt durch die beginnende Dunkelheit und

durchquert das Gebiet von Brunsbach. Birken und Tannen säumen die Gleise. Die Bäume sind nur schattenhafte Umrisse, ebenso wie die Forsythiensträucher und das Meer aus wilden Narzissen. Romy kennt die Wegstrecke im Schlaf und liebt sie besonders im Frühling. In der Schule hat sie an den Lippen ihrer Deutschlehrerin gehangen. »Nun jauchzet alles weit und breit, da stimmen froh wir ein: Der Frühling ist die schönste Zeit! Was kann wohl schöner sein?« Nun ja, da fällt Romy einiges ein. Ihre Wunschliste ist länger als das gesamte Netz der Deutschen Bahn.

Der Schaffner hat die Distanz zwischen ihnen verringert. Bis zur Haltestelle, an der sie und Linus aussteigen müssen, sind es noch knapp vier Minuten. Äußerlich entspannt wägt Romy Fluchtmöglichkeiten ab. Die Toilette ist keine Option. Defekt und zugesperrt. Gewohnheitsmäßig hat Romy beim Einsteigen die Lage gecheckt. Sie könnte aufstehen, Linus an die Hand nehmen und ganz langsam in die entgegengesetzte Richtung schlendern. Oder mit erhobenem Kopf am Bahnbediensteten vorbeimarschieren, den nächsten Ausgang ansteuern, Blickkontakt zu ihm halten und freundlich lächeln. Ihr Lachen ist ein Türöffner. *Damit wickelt Romy jeden um den Finger.* Die Behauptung ihres Stiefvaters hat stets diffamierend geklungen.

Der Marsch des Schaffners wird durch eine Frau gebremst, die offenbar über eine Seniorenkarte verfügt, ihren Ausweis allerdings nicht mitführt. Zwischen den beiden entbrennt eine Diskussion, weil die Dame nachlösen soll und sich weigert. Der Kontrolleur bleibt hart, obwohl es sehr wohl Handlungsspielräume gibt, wie die Frau mehrfach betont. Ein Erbsenzähler, denkt Romy und beginnt zu schwitzen.

Sie könnte gelassen bleiben. Ausnahmsweise besitzt sie einen Fahrschein und hat ihn ordnungsgemäß am Automaten entwertet. Linus ist der Grund für ihre Nervosität. Er ist im Februar sechs geworden, wird im Sommer eingeschult und lehnt es neuerdings ab zu lügen, wenn ihn jemand nach seinem Alter fragt. Dabei geht er von der Statur locker als Fünfjähriger durch. Kinder unter sechs können kostenlos mitgenommen

werden – wie sehr Romy auf dieses Sonderrecht angewiesen ist, ahnt Linus natürlich nicht. Und prinzipiell möchte sie ihn zu einem ehrlichen Menschen erziehen. Notlügen toleriert Romy nur gelegentlich, auch wenn es schwer ist, diesen Grundsatz im Alltag durchzuhalten. Dabei sehnt sie sich nur nach Normalität. Diesem Wunsch ordnet sie alles unter. Für Linus. Ihn schirmt sie weitestgehend von der Realität ab, lässt ihn im Glauben, dass vieles, was sie unternehmen, ein Spiel ist. »Das Leben ist schön.« Romy hat den Film siebzehnmals gesehen. Früher. In einem anderen Leben.

Der Bahnangestellte diskutiert weiter mit der alten Dame. Romy kann sein Aftershave riechen. Er steht breitbeinig und dreht ihr den Rücken zu. Romys Blick geht hinauf zu seinem ausrasierten Nacken. Die Dienstmütze sitzt eng und drückt sich in eine rötliche Fettwulst, seine Ohren stehen ab.

Die Regionalbahn verlangsamt die Geschwindigkeit. Romy hilft Linus in die Jacke, die ihm zu klein geworden ist. Der Reißverschluss lässt sich nicht mehr schließen. Romy behilft sich mit zwei Sicherheitsnadeln und ermahnt Linus, vorsichtig aufzustehen. Er hangelt sich von Sitzlehne zu Sitzlehne bis zum nächsten Ausstieg und hält sich an einer Haltestange fest. Wenn es drauf ankommt, ist er gehorsam. Der Zugbegleiter baut sich vor der renitenten Frau auf. Erst als Romy sich an ihm vorbeidrängelt, dreht er sich um und spricht sie direkt an.

»Fahrausweis, bitte!«

Die Bahn kommt quietschend zum Stehen.

Romy knipst ihr Lächeln an und zückt das Ticket, ohne Linus aus den Augen zu lassen, der durch den Bremsvorgang einen Moment die Balance verliert, die Situation aber ohne Probleme meistert. Als er ins Freie hüpfte, hat der Schaffner schon das Interesse an Romy verloren. Dem Kind hat er keine Aufmerksamkeit geschenkt. Linus springt in die erstbeste Pfüte und wiehert wie ein Fohlen, das nach einem langen Winter im Stall endlich auf die Weide darf.

Zahlreiche Menschen haben den Zug verlassen und stürmen zu ihren Autos. Romy holt Linus ein, schlingt ihre Arme von

hinten um seinen schwächtigen Körper, hebt ihn hoch und wirbelt ihn im Kreis. Engelchen flieg. Er quietscht vor Begeisterung.

Romy trödelt, inspiziert unnötigerweise den Zugfahrplan und schnürt sich seelenruhig die Turnschuhe. Aus den Augenwinkeln beobachtet sie, wie ein Auto nach dem anderen die Park-and-Ride-Anlage verlässt, die einer beachtlichen Anzahl Pkw Platz bietet. Trotzdem kommt es in Stoßzeiten regelmäßig zu Engpässen.

Als wieder Ruhe eingekehrt ist, nimmt Romy Linus an die Hand und biegt mit ihm an der Kurve nach Jexmühle ab. Erfreulicherweise ist die Straße jetzt wie leer gefegt. Sie überqueren den Bahnübergang, und es hört endlich auf zu regnen. Romy zieht Linus zur Seite und zaubert eine schwarze Sturmhaube aus ihrer Umhängetasche. Als Jugendliche hat sie das Baumwollding unter dem Motorradhelm getragen, wenn sie sich bei Eiseskälte an Robin festklammerte. Diese Zeit scheint Lichtjahre her. Zwischen Gegenwart und Vergangenheit liegen Welten.

Romy stülpt Linus die Sturmhaube über den Kopf. Die Augenöffnung ist zu groß. Das Gesicht des Kindes ist komplett zu sehen, aber seine langen blonden Haare sind verdeckt. Linus' Augen strahlen vor Begeisterung. Es bedarf nur weniger Accessoires, um seine Phantasie anzuregen.

Romy kramt eine große Sicherheitsnadel hervor, strafft den Stoff an Linus' Nacken, befestigt die Nadel und lächelt. Die Kopfbedeckung sitzt perfekt. »Wir sind Ninjas«, flüstert sie. »Niemand darf uns sehen, und deshalb gehen wir nicht über die Straße, sondern schleichen am Bahndamm entlang.«

»Wo sind unsere Schwerter?«, fragt Linus, zieht die Nase hoch und zappelt von einem auf das andere Bein.

»Wir haben die Aufgabe, unsere Mission mit bloßen Händen zu erledigen.«

Romy nimmt ein dunkles Tuch, bindet es um ihre Stirn und knotet es hinter dem Kopf zusammen. Linus hebt den Daumen und grinst.

Ein Auto nähert sich. Scheinwerfer blenden auf.

»Komm!« Romy zieht ihren Sohn von der Straße hinter einen Busch. Gemeinsam beobachten sie, wie der Pkw an ihnen vorbeirollt. Als er nicht mehr zu sehen ist, dirigiert Romy das Kind auf einen Pfad und bedeutet ihm, still zu sein, indem sie ihren Zeigefinger auf seine Lippen legt.

Sie laufen parallel zu den Gleisen in Richtung Hoffnungsthal.

Linus ist ganz in seinem Element, macht sich klein und rennt gebückt am Saum der Böschung entlang. Im Eifer des Gefechtes verliert er zwischendurch die Orientierung und stolpert über den losen Schotter, in dem die Bahnschwellen eingebettet liegen. Romy schwitzt Blut und Wasser. Wiederholt zerrt sie ihren Sohn von der Trasse und lenkt ihn auf Kurs.

Begleitet von einem mulmigen Gefühl behält sie vor allem die Strecke hinter sich im Auge, auch wenn die nächste RB25 erst in neun Minuten den Bahnhof in Honrath erreichen wird. Romy hat die Taktung der Regionalbahnen auswendig gelernt. Aber vielleicht gibt es auf diesen Schienen auch Güterverkehr. Gefährlich ist die Aktion in jedem Fall.

Die Straße muss Romy unbedingt meiden. Leider ist sie in der Gegend bekannt, und diese Tatsache zwingt sie zu der kleinen Abenteuerinlage. Und auch wegen Linus ist es klug, ihre Absichten zu verschleiern. Er plappert drauflos, wenn er dazu aufgefordert wird.

Die Leiterin seines Kindergartens interessiert sich außerordentlich für seine Geschichten. »Erzähl mal, Linus, was hat deine Mami mit dir am Wochenende denn so unternommen?« Die Einrichtung, die der Junge besucht, besteht aus zwei Gruppen, solider Erzieherinnenschlüssel mit einer Köchin, die sich richtig ins Zeug legt und alle Kinder beim Namen kennt. In ihrer momentanen Situation wäre Romy eine anonyme Großeinrichtung lieber.

Auf der rechten Seite taucht die Rückfront eines Hauses auf, in dem Romy früher ein und aus ging. Sie lässt ihren Blick schweifen. Überall standen ihr hier einst die Türen offen, es gab Freunde und Gemeinschaft. Schall und Rauch. Romy stellt sich vor, wie

einzigste Weggefährten heute mit ihren Familien am Abendbrotstisch sitzen und die Nase rümpfen, wenn ihr Name fällt.

Linus tritt langsamer vorwärts und bückt sich nicht mehr so mustergültig wie am Anfang. Er hat keine Ahnung, wo sie sich befinden und was sie in dieser Gegend zu suchen haben.

»Es ist nicht mehr weit«, sagt Romy und bemerkt, dass sie ihre Geschwindigkeit ebenfalls gedrosselt hat. Ihr Herz klopft bis zum Hals. Sie erreichen ein markantes Birkenpaar, und Romy scheucht Linus den Abhang hinauf. Ihr gelingt die erwartete Punktlandung. Das Haus liegt umgeben von einem hüfthohen Gartenzaun direkt am Waldrand und ist an der Nordseite in den Hang gebaut. Romy hatte es größer in Erinnerung.

Optisch passt das Gebäude eher in den Schwarzwald. Das Walmdach ist an zwei Seiten tief nach unten gezogen und verschattet im Sommer die Außenwände. An der Südseite sind bodentiefe Fenster eingelassen. Ein großer Holzbalkon erstreckt sich über die obere Etage, und der Keller ist aus Natursteinen gemauert, ebenso die Doppelgarage. Das gesamte Grundstück wirkt verlassen und düster. Nirgends brennt Licht. Der nächste Nachbar lebt einhundert Meter entfernt. Bis auf das Dach wird sein Haus, aus Romys Perspektive, von Sträuchern und Tannen verdeckt.

»Ich hebe dich über den Zaun«, flüstert Romy. »Siehst du die zugedeckten Gartenmöbel?«

»Mhm.«

»Da müssen wir hin.«

Sie hilft Linus über die Umzäunung, bevor sie selbst rüberspringt, und geht vor dem Kleinen in die Hocke.

»Wir überqueren jetzt die Wiese. Dabei werden Lampen angehen und den Garten ausleuchten. Davor brauchst du keine Angst zu haben. Das sind Bewegungsmelder. Sie sollen die Leute im Haus vor Eindringlingen warnen.«

»Rufen die dann die Polizei?«, fragt Linus, zieht die Augenschlitze seiner Sturmhaube nach unten und wischt den Rotz, der ihm aus der Nase läuft, mit dem Ärmel seines Anoraks fort.

»Es ist niemand im Haus. Die Nachbarn werden auch nicht

reagieren, weil diese bekloppten Lichter ständig angehen. Bei jedem Igel, Hasen und allen Katzen, die umherstreunen. Verstanden?«

»Ich muss Pipi.«

»Gleich.«

Sie rennen Hand in Hand den leicht abschüssigen Rasen hinauf und sind kaum zwanzig Meter vorangekommen, als der Garten in hellem Flutlicht erstrahlt. Trotz Ansage stößt Linus einen Schrei aus. Romy legt einen Zahn zu und treibt ihn über das feuchte Nass. Bei den Gartenmöbeln angekommen, überwindet sie die kurze Distanz zur Hauswand. Romy drückt sich mit dem Rücken dagegen. Außer Atem imitiert Linus ihr Verhalten.

Wenige Schritte entfernt führt eine schmale überdachte Kellertreppe ins Untergeschoss des Hauses. Auf ihr Geheiß springt Linus mit ihr die moosbedeckten Steinstufen hinab. Romy nimmt einen Pflasterstein in die Hand, der in einer alten Bananenkiste liegt. Linus verfolgt jede ihrer Bewegungen mit großen Augen.

»Du musst mir jetzt genau zuhören.« Romy fängt den Blick ihres Sohnes ein. »Es ist nicht erlaubt, bei anderen Menschen einzubrechen, und es ist auch nicht in Ordnung, fremdes Eigentum zu zerstören. Du findest meine Verhaltensweise deshalb bestimmt paradox, aber heute machen wir eine Ausnahme, weil ich keine Wahl habe.«

»Was heißt paradox?«

»Pst!«

Romy schiebt Linus zur Seite und lässt den Stein gegen das wasserkistengroße Fenster krachen, das etwa auf ihrer Kopfhöhe in die Kellertür eingelassen ist. Die geriffelte gelbliche Scheibe geht klirrend zu Bruch. Der größte Teil der Scherben landet im Keller. Linus reißt die Augen noch weiter auf.

Romy lauscht wie versteinert, bis das Licht des Bewegungsmelders ausgeht. Alles bleibt ruhig. Mit Hilfe des Steins vergrößert sie das Einschlagloch bis zum Rahmen, nimmt ihre alten Motorradhandschuhe aus dem Rucksack und stülpt sie Linus über die Hände.

»Die sind viel zu groß«, quiekt er lachend.

»Egal, Hauptsache, deine Hände sind geschützt.«

Linus zieht eine Grimasse.

»Ich hebe dich jetzt mit den Füßen zuerst durch das Fenster. Drinnen steckt ein Schlüssel im Schloss. Meinst du, dass du es schaffst, ihn zu drehen und die Tür zu öffnen?«

Der Kleine nickt.

»Eins noch«, sagt Romy, geht vor Linus in die Knie und sieht ihm in die Augen. »Welche geheime Handbewegung machen wir, wenn Gefahr droht und wir nicht miteinander sprechen können?«

»Wir klopfen uns leicht mit der linken Faust auf die Mitte der Brust.«

»Richtig.« Romy lächelt. »Und was machen wir dann?«

»Weglaufen, verstecken ...« Linus zieht die Nase hoch und sieht in die Luft.

»Oder wir holen Hilfe«, ergänzt Romy.

»Sind wir denn in Gefahr?«, fragt Linus und schaut sich um.

»Unsinn«, beruhigt ihn Romy. »Ich wollte dich nur testen.«

Sie stellt sich hinter ihren Sohn, wuchtet ihn empor und befördert ihn mit Schwung hinauf zur Fensteröffnung.

»Setz deine Füße auf dem Rahmen ab!«

»Da ist Glas!«

»Ja, pass auf, wenn du drüben aufplumpst, dort liegen Scherben auf dem Boden.«

Nach dem zweiten Versuch gelingt die Prozedur, und Linus fällt ins Innere des Hauses.

»Siehst du den Schlüssel, der auf der Tür steckt?«

Glas knirscht.

»Linus? Hast du dir wehgetan?«

»Ich hab Pipi in die Hose gemacht.«

»Das ist nicht schlimm, Spätzchen. Öffne jetzt die Tür!«

»Hier ist es dunkel.«

»Der Lichtschalter ist auf der rechten Seite direkt über deinem Kopf.«

Sekunden später schließt Romy ihren Sohn wieder in die

Arme und küsst seine Wangen. Er lächelt gequält. Seine Jeans hat einen feuchten Kranz im Schritt.

»Ich habe Hunger.«

»Gleich.«

»Nein, jetzt.«

Romy angelt eine Taschenlampe aus ihrem Rucksack, schaltet sie ein, löscht das große Licht, durchquert den Kellerraum und führt Linus die steile Treppe hinauf. Sie vermeidet es, ihren Empfindungen nachzuspüren, und instruiert sich, ihren Plan konsequent in die Tat umzusetzen.

Die beiden gelangen in einen Flur. Links befindet sich die Garderobe, an der eine Strickjacke neben dem großen Regenschirm hängt, unter den locker drei Leute passen. Es riecht nach Raumerfrischungsspray der Duftsorte exotischer Früchte. Romy verzieht das Gesicht. Manche Dinge ändern sich anscheinend nie.

»Hier stinkt's«, bemerkt Linus.

»Musst du noch auf die Toilette?«, fragt Romy und deutet auf das Gäste-WC.

Linus schüttelt den Kopf.

Sie öffnet die Tür zur Küche und knipst das integrierte Licht in der Dunstabzugshaube an. Linus folgt ihr zögernd.

Die Inneneinrichtung ist luxuriös, eine Überraschung, die niemand hinter der unspektakulären Außenfassade vermutet. Romys Magenstein meldet sich und wiegt jetzt einen Zentner. Allein der Anblick der Küche löst bei ihr Beklemmungen aus. Auch die bodentiefen Sprossenfenster mit Blick in den Garten. Der frei stehende Küchenblock mit Quarzsteinarbeitsplatte, das Induktionskochfeld und die runde Granitspüle. Unaufdringlich protzende Markenware. Natürlich fehlt weder eine Hightech-Kaffeemaschine noch der in Augenhöhe angebrachte Backautomat mit TFT-Touchdisplay, Klimagaren-Vorrichtung und integriertem Speisethermometer. Erwartungsgemäß kann Romy kein Staubkörnchen entdecken. Die Einrichtung wirkt wie der Verkaufsraum einer Möbelhauskette.

Linus lässt sich auf den Boden fallen. Er schafft es, die Sicher-

heitsnadeln zu lösen, zieht die Jacke aus, befördert ein Matchboxauto aus den Untiefen seiner Hosentasche und schiebt es über die sandfarbenen Bodenfliesen, die auch als Spritzschutz hinter der Spüle verbaut sind. Wegen ihrer empfindlichen Oberfläche wird die Küche allerdings kaum benutzt. Romy kaut auf ihrer Unterlippe. In diesem Haushalt schwört man auf Mikrowelle oder geht auswärts essen, vorzugsweise beim Italiener.

»Kann ich Pommes haben?«, fragt Linus.

Romy legt ihr Handy auf den Tisch und öffnet den Multi-Airflow-Umluftkühlschrank. Blaues LED-Licht und bis auf ein Senfglas gähnende Leere. Dafür lagert in den Gefrierfächern eine ansehnliche Auswahl Mikrowellenmenüs.

»Darf ich mich etwas umsehen?«, fragt Linus.

»Klar, aber bitte nichts anfassen.«

Romy sieht den Jungen die Treppe hinauflaufen. »Hier ist ein riesiges Badezimmer mit Planschbecken«, hört sie ihn begeistert rufen. Er meint wahrscheinlich die Whirlpool-Badewanne.

»Darf ich mich reinsetzen?«

»Nein!«, schreit Romy. »Komm wieder runter!«

»Gleich.«

Fritten findet Romy nicht und entscheidet sich für schwedische Fleischklöße mit Nudeln.

Linus ist begeistert, als sie wenige Minuten später vor der dampfenden Mahlzeit sitzen. Romy löst die Sicherheitsnadel in seinem Nacken und zieht ihm die Haube vom Kopf.

»Hier ist es cool«, sagt er. »Oben ist ein Raum mit Computern und einem tollen Tischkicker.«

Romy lächelt.

»Wohnen wir jetzt hier?«, will Linus wissen und zieht schon wieder die Nase hoch.

»Nein.«

»Wem gehört das Haus?«

»Kennst du nicht.«

»Meine Hose ist nass.«

»Ich weiß.«

»Bist du böse mit mir?«

»Nein.«

»Haben die Leute, die hier wohnen, nichts dagegen, dass wir ihre Sachen essen?«

Romy hebt die Schultern.

»Du hast gesagt, dass man fremde Dinge nicht anfassen darf.«

»Ja, genau.«

»Kaputt machen darf man auch nix.«

»Stimmt.«

»Die Scheibe im Keller hast du aber zertrümmert.« Linus fasst die Situation zusammen. »Peng. Knall. Schepper!«

»Du sollst nicht in dieser Comicsprache reden«, sagt Romy schärfer als beabsichtigt.

Linus isst schweigend ein paar Happen.

»Mein Hals tut weh«, sagt er dann.

Romy legt ihm die flache Hand auf die Stirn. Fieber hat er nicht, aber der Junge brütet definitiv etwas aus. Sein Immunsystem ist anfällig.

Romy stellt ihren Teller ins Spülbecken, öffnet den Backofen, zieht einen gusseisernen Topf hervor und hebt den Deckel hoch. Sie nimmt den Autoschlüssel heraus, schiebt ihn in ihre Hosentasche und stellt den Topf zurück. Linus bohrt in der Nase und schmolzt. Er ist sensibel und mag es nicht, wenn man ihn tadelt oder zurechtweist. Natürlich nicht. Sie wuschelt ihm durch die schulterlangen Haare und drückt ihm einen Kuss auf den Hinterkopf.

»Zieh deine Hose und den Slip aus.«

Er starrt sie entgeistert an.

»Keine Sorge, ich werfe beides nur schnell in den Trockner.«

»Was ist –«

»Eine Maschine, die feuchte Sachen trocken macht.«

»Cool!«

Linus öffnet den Bundknopf, und seine Jeans fällt zu Boden. Den Schlüpfers streift er schnell ab. Romy wickelt ihm zwei Geschirrhandtücher um die Hüften.

»Ich muss in die Garage«, sagt sie. »Du bleibst sitzen und isst den Teller leer.«